

Tagungsbericht:

10 Jahre MUT – Universität als/und/versus Museum?

Das Museum der Universität Tübingen MUT feierte mit einem Festsymposium am 18. November 2016 sein 10jähriges Jubiläum und konnte dabei auf eine rasante Entwicklung zurückblicken. Innerhalb dieser kurzen Zeitspanne seit 2006 etablierte sich das MUT als feste Struktur an der Universität Tübingen. Die Ursprünge gehen zurück auf die Ausstellung „38 Dinge. Schätze aus den natur- und kulturwissenschaftlichen Sammlungen der Universität Tübingen“, womit deren Initiatoren, Professor Dr. Barbara Scholkmann (Leiterin am Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters), Dr. Anette Michels (Leiterin der Graphischen Sammlung am Kunsthistorischen Institut), Dr. Volker Harms (Leiter der Ethnologischen Sammlung) und Professor Dr. Gottfried Korff (Empirische Kulturwissenschaft am Ludwig-Uhland-Institut LUI) auch die Bildung einer Dachorganisation für die Universitätssammlungen anregten, die mit der 1997 eröffneten Lehrsammlung auf dem Schloss Hohentübingen bereits ihren Anfang genommen hatte. Seither ist viel geschehen: Unter der Direktion von Professor Dr. Ernst Seidl wurden Sammlungen vor der Vernichtung gerettet, Objekte restauriert – wie jüngst einige Moulagen der Universitätshautklinik in Tübingen –, Ausstellungen kuratiert, umfangreiche Kataloge verfasst, Seminare mit Studierenden durchgeführt sowie Tagungen und Workshops zur Evaluierung organisiert. Die Implementierung des MUT an der Universität wurde mit der 2016 neu eingerichtete W3-Professur für Museologie am Kunsthistorischen Institut weiter gefestigt. Nicht zuletzt auch gestützt durch die enge Zusammenarbeit mit der Koordinierungsstelle für wissenschaftliche Universitätssammlungen in Deutschland mit Sitz in Berlin, konnte diese bislang größte Dachorganisation an einer deutschen Universität etabliert werden, die mittlerweile insgesamt 66 Sammlungen vereint.

Nachdem nun große Ziele erreicht sind, nahmen die Organisatoren einschließlich des Rektors der Universität Tübingen, Professor Dr. Bernd Engler, das Festsymposium bewusst zum Anlass, neben einem Blick zurück vor allem Fragen nach der zukünftigen Ausrichtung zu stellen, um den Begriff, die Inhalte und Ansprüche an ein „Universitätsmuseum“ oder aber ein „Museum der Universität“ zu definieren, dabei die Ähnlichkeiten und Abgrenzungen zu klassischen Museen zu schärfen, die Funktionen innerhalb der Universität zu klären und Strategien der Nutzung und Vermittlung zu erörtern.

Hierzu wurden sowohl Vertreter der Museen eingeladen als auch von Universitätssammlungen in Großbritannien und den USA. Der Blick auf die Sammlungen in anglo-amerikanischen Ländern zeigt, dass diese längst als fester Bestandteil verankert sind, von Stiftern gefördert, oft mit der Funktion als „Aushängeschild“ und erste Anlaufstelle für Besucher, Gäste der Universität und neue Mitarbeiter – kurz: ein Ort der Imagepflege. So lieferte der Vortrag von PETER NISBET (Chapel Hill/USA), Vizedirektor des Ackland Art Museum der Universität von North Carolina UNC in Chapel Hill, anhand konkreter Beispiele Anregungen zur kreativen Nutzung der Sammlungen durch unterschiedlichste Gruppen im Umfeld der Universität. Medizinstudenten schulten im Universitätsmuseum bei genauer Bild- und Objektbetrachtungen ihre Beobachtungs- und Analysefähigkeit, was die Fähigkeit zur Diagnose von Krankheiten stärkte. Auch förderte die Diskussion vor den Bildern die Kommunikationsfähigkeit innerhalb einer Gruppe oder eines Teams. Der Umgang mit Werken im dortigen Museum wurde als inspirierend wahrgenommen, wie die anschließende Diskussion zeigte.

Jedoch wurde auch betont, dass der Ursprung der dortigen Sammlungen anders geartet sei, als in Deutschland: Es handle sich zumeist um Sammlungen von Laien, deren Geschmack und Interessen prägend gewirkt hätten, während sie hierzulande spezifisch wissenschaftlichen Forschungsinteressen einzelner Professoren und Dozenten entsprangen, eng verknüpft mit dem jeweiligen Institut. Auch dieser Einwurf wurde relativiert, waren doch diese von Professoren zusammengetragenen Sammlungen ebenfalls nicht frei von subjektiven Vorstellungen und eigenen Interessen.

Während das Ackland Art Museum eine enge Verbindung mit allen Mitgliedern der Universität anstrebt, werden in Großbritannien Universitätsmuseen mit anderen Museen gleichgesetzt, wie der Vortrag von DAVID GAIMSTER (Glasgow/Schottland), Direktor des The Hunterian an der Universität von Glasgow, deutlich machte. Auch der Fokus Gaimsters auf die steigenden Besucherzahlen seit 2011 spiegelt ein für Museen heutzutage typisches Anliegen, dem sich die Universitätssammlungen in Deutschland bislang noch kaum stellen müssen. Zur Frage, inwiefern diese überhaupt als Museen betrachtet werden können, warf ECKART KÖHNE (Karlsruhe), Präsident des Deutschen Museumsbundes e.V. und Direktor des Badischen Landesmuseums, einige provokative Fragen auf. So sei im Unterschied zu Museen die öffentliche Zugänglichkeit der Universitätssammlungen, selbst wenn sie über museale Strukturen und Ausstellungen verfügten, sehr eingeschränkt. Museen, die nicht an Universitäten angegliedert seien, agierten zudem mit weit größerem Budget und mehr Personal als Universitätssammlungen, die nicht selten in Personalunion oder mit einigen wenigen engagierten MitarbeiterInnen die Bandbreite an klassischen Museumsaufgaben von Öffentlichkeitsarbeit und Ausstellungsgestaltung über Publikationswesen und Forschung bewältigen müssten. Das liege daran, dass Geldmittel der Universitäten für die Lehre bestimmt und nicht museal gebunden seien, wodurch oftmals der finanzielle Hintergrund für spezifische Museumsaufgaben fehle. Ein weiterer Punkt, den Köhne zur Diskussion stellte, war der „Objektverbrauch“, da die Artefakte in Universitätssammlungen traditionell der Forschung zur Verfügung stünden und genutzt würden. Daran anknüpfend müsse erörtert werden, inwiefern die Gesetze zum Kulturgüterschutz auch Universitätsmuseen betreffen. Die Definition dieser Form von „Museen“ müsse deshalb geklärt werden.

An diese Kritikpunkte anknüpfend schärfte CORNELIA WEBER (Berlin), Leiterin der Koordinierungsstelle für Wissenschaftliche Universitätssammlungen, den Blick für die Aufgabe der Universitätssammlungen als wissenschaftliche Forschungsinfrastrukturen und deren Stärken gegenüber klassischen Museen. Sie betonte insbesondere den großen Vorteil, dass Universitätssammlungen nicht marktgängig sein müssten. Museen hingegen zeigten Schätze, um Geldgeber und ein großes Publikum anzulocken, wodurch sich der Blick für die Objekte und die Kennerschaft verliere. Dabei seien, wie Weber ausführte, die Artefakte viel mehr als nur schöne, interessante Kleinode, was in den Universitätssammlungen stärker zum Ausdruck käme. Gerade auch der für Universitätssammlungen typische Umgang mit Objekten, an denen geforscht werde, verdeutliche den Unterschied zu klassischen Museen, die dem Bewahren und Schützen der Objekte verpflichtet seien und eine direkte Interaktion nicht zulassen könnten. ANKE TE HEESSEN (Berlin), die als erste Direktorin des MUT nicht zuletzt durch die Ausstellung im Jahr 2007 „auf/zu. Der Schrank in den Wissenschaften“ ihre Spuren hinterlassen hat, knüpfte in ihrem Festvortrag am Abend daran an, indem sie betonte, dass gerade in Zeiten der geringeren Nutzung realer Objekte in Alltag und Ausstellungen das Thema des Bewahrens virulent sei: als historisches Zeugnis, aber auch, um Beobachtungsfähigkeit sowie Wahrnehmung zu schulen, taktile und „berührende“ Erfahrungen zu ermöglichen, was zwar in klassischen Museen seltener möglich, in der digitalen Welt jedoch sehr

nützlich sei und in Universitätsmuseen erfahrbar gemacht werden könne. Als problematisch merkte sie an, dass vermehrt Gelder für Digitalisierung vorhanden seien, weniger jedoch für die Pflege und Fortführung der real existenten Sammlungen.

Nicht nur te Heesens Vortrag verdeutlichte, dass es keine Frage mehr sein kann, ob Universitätssammlungen weiterhin bewahrt, gepflegt und genutzt werden, sondern lediglich, in welcher Form und mit welcher inhaltlichen Ausrichtung dies geschieht. Stellen müssen sich die Universitäten nun der Frage nach der konkreten Definition, wenn sie die Sammlungsbetreuung und Präsentation zur Imagepflege und gewinnbringend für Forschung Lehre einsetzen wollen. Zusammengefasst geht es also zukünftig um die Positionierung der Universitätssammlungen zwischen Forschung, Universität und Museen.

Dr. Fabienne Huguenin (Deutsches Museum, München)